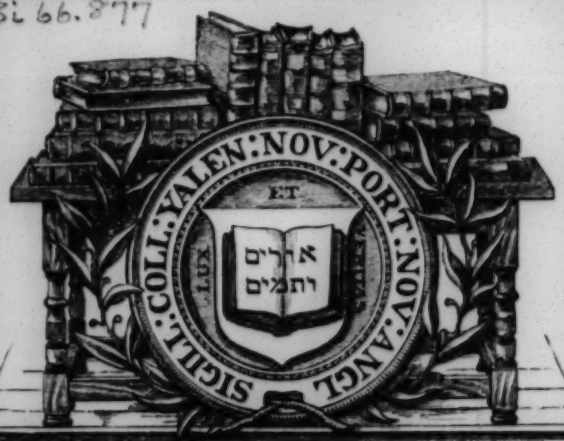
Bi 66.877

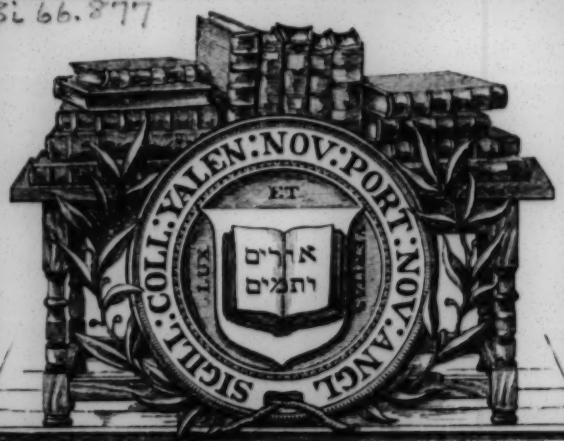


"I give these Books
for the founding of a College in this Colony"

YALE UNIVERSITY
LIBRARY

1915

Bi 66.877



"I give these Books
for the founding of a College in this Colony"

YALE UNIVERSITY
LIBRARY

1915

YALE-UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 17 1915

Zwischen Krieg und Frieden

17

Die Frauen

und der

Krieg

von

Lily Braun

S. Hirzel in Leipzig

Die Frauen und der Krieg

von

Lily Braun

Leipzig 1915
Verlag von S. Hirzel

Ausgegeben am 23. Februar 1915

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1915

Bi 66. 877

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

I.

In einer der ersten Kriegswochen war es, als ich zu einer Vortragsreise von Berlin aus südwärts fuhr. Seltsam, wie selbst das Rattern und Fauchen des Zuges beruhigend wirkte, wie wohltätig Auge und Hirn zunächst unbewußt die Weite und die Stille der Landschaft empfand. Eben noch hatte die fiebernde Weltstadt um mich getobt: Militärmusik — der harte Schritt abziehender Bataillone — Zeitungsverkäufer, von denen einer den anderen zu übertönen suchte — singende Jugend, Hurrageschrei; alles geladen von Spannung, Aufregung, Begeisterung. Und jetzt diese Stille! Über die Felder flog der Zug: da arbeiteten sie wie mitten in Friedenszeiten. Auf geschwungenen Brücken übersprang er stille Täler: da unten träumten wie sonst zwischen den Obstbäumen die kleinen Häuser mit ihren fröhlich blitzenden Fensteraugen und der behaglichen roten Dachmütze auf dem Kopf.

War es möglich, daß es irgendwo auf Erden Frieden geben konnte, diesen Frieden, während die Welt in Flammen stand?!

Und aufmerksamer als vorher beobachtete ich die vorüberjagenden Bilder. Da sah ich, daß auf den Fluren mehr Frauen waren als sonst, daß halbwüchsige Knaben

die schweren Erntewagen lenkten, daß Greise, die sonst schon ruhevoll in der Sonne vor den Häusern sitzen mochten, aufs neue zu Spaten und Hacke gegriffen hatten. Nicht ohne Spuren war der Krieg an diesen Tälern vorüber gegangen.

Dann erweiterte sich das Land. Gen Westen nur erhob sich der Boden in großer breiter Wellenlinie, baumlos. Oben aber, wo der Hügel gegen den Himmel scharf abschnitt, — den Abendhimmel, dessen brennende Röte das vergossene Blut auf den Schlachtfeldern Frankreichs zu spiegeln schien —, bewegte sich langsam, in riesiger Silhouette vom leuchtenden Hintergrund schwarz sich abhebend, ein Weib hinter einem Pflug.

Sie lenkte das blanke Eisen, das, in tiefen Furchen den Boden zerwühlend, die Erde bereitete für den Samen zu kommender Ernte.

Sie diente dem Leben — unbeirrt, stark, gläubig, — während der Tod in Ost und West, grinsend ob der lang entbehrten Fülle der Opfer, Menschengarben schnitt.

Sie sollte meinem Geschlechte ein Beispiel sein, damit wir einst ihr Bild — stolz rückwärtsschauend auf unseren Vaterlandsdienst — als unseres Wirkens Symbol denen weisen können, die mit den lorbeerumkränzten Werkzeugen ihrer blutigen Arbeit siegend heimwärts ziehen zu ihrem Herd.

Werden wir es dürfen? Werden wir nicht vor ihr erröten müssen?

*

Die deutsche Frau vor dem Kriege unterschied sich nicht von dem deutschen Volk im allgemeinen. Ein kaleidoskopi-

ſcher Anblick: hunderte durcheinander wirbelnder Farben, bunt, verwirrend, aber auch anziehend und intereſſant. Es kam nie zu der unwillkürlich mit Spannung erwarteten Harmonie eines gefeſteten Gebildes.

In zahlloſe Parteien, Richtungen, Vereine und Vereinchen zerſplitterte ſich die deutſche Frauenbewegung. Und wenn das Vielerlei auch ein Zeichen von Reichtum und Leben war — wie die vielen tanzenden Farben ein Zeichen der Fülle — ſo fehlte es nicht an Merkmalen bedrohlicher Art. Wohl muß es, wo Entwicklung iſt, zwiſchen Anſichten und Überzeugungen immer Reibungen, ja Degenkreuzen geben, aber es ſollte ſein wie bei den Soldaten im Felde: ſie achten im Feinde den Menſchen, ſie verbinden ſogar noch die Wunden, die ſie ſchlagen mußten. Was bei den Männern Kampf der Ideen iſt, verzerrte ſich bei den Frauen nur zu oft wie in einem Hohlſpiegel zum fratzenhaft kleinlichen Kampf der Perſonen. Waren vielleicht die Ideen, die Ideale nicht groß, nicht ſtark genug, um ihre Dienerinnen über ſich ſelbſt hinaus zu heben? Eine andere ſchwerwiegende Tatſache ſchien darauf hinzudeuten: Es fehlte der deutſchen Frauenbewegung mehr und mehr der Zuſtrom der Jugend. Bezeichnend dafür iſt, daß ſelbſt die Studentinnen, die ihre Exiſtenz allein der Frauenbewegung verdankten, ſich fern von ihr hielten, vielfach in ihren Berufsintereſſen und Hoffnungen ebenſo aufgehend, wie die zu kümmerlichen Berufsphiliſtern ſich entwickelnden jungen Männer. Und ſelbſt die letzte Forderung, zu der die Frauenbewegung endlich faſt in ihrer Geſamtheit gelangt war, — die der politiſchen Gleichberechtigung des weiblichen Geſchlechts —, hatte ihre zündende Wirkung eingebüßt. Wo aber Jugend

fehlt, ist Kühle, ist Stagnation. Die große Flamme der Begeisterung schwebte nicht wegweisend einem Heere von Kämpfern voran. Jede einzelne Kolonne nährte vielmehr die Herdfeuer der Friedensquartiere von ihrer Glut, um darüber bedächtig vielerlei Rezepte auszuprobieren.

Und doch hatte es der Frauenbewegung weder an neuen Inhalten noch an weiter gesteckten Zielen gefehlt. Aber die Aufnahme und das Verständnis, das sie fanden, zeugten mehr als alles andere für die innere Stagnation. Man erkannte zwar —, besonders je mehr man sich mit der Lage der proletarischen Frau beschäftigte —, daß weder durch die Versorgung der durch die Ehe nicht versorgten Töchter, durch die Eroberung der Gymnasien, der Universitäten und der bisher nur Männern zugänglichen Berufe die Frauenfrage gelöst wurde, noch durch die politische Gleichberechtigung jemals gelöst werden würde. Man sah, daß die Probleme erst da beginnen, wo man früher schon ihre Lösung gefunden glaubte. Denn die Frauenfrage ist weder eine bloße Brotfrage, noch erschöpft sie sich in der Forderung allgemeiner Menschenrechte; sie besteht vielmehr in dem Konflikt zwischen der Naturbestimmung des Weibes und der sozialen und wirtschaftlichen Stellung, die sie innerhalb der modernen Gesellschaft einzunehmen gezwungen ist. Aber was an Bewegungen aus der Erkenntnis dieses Konflikts — der durch das populäre Stichwort „Mutterschaft und Beruf" nur gerade an seiner Oberfläche berührt wird — hervorwuchs, das verlor sich entweder in individualistischen Sackgassen, in schöngeistigem Theoretisieren über Liebe und Ehe, oder betrat in dem Wunsch nach praktischen Resultaten den allzeit gangbaren Pfad sozialer Fürsorge, die sich

den notleidenden unverheirateten Müttern und ihren Kindern zuwandte.

Die Frauenbewegung, die, alles Frühere teils ablösend, teils aufsaugend, sich hier ans Licht ringen wollte, schien in ihrem stärksten Keime erstickt. Um so mehr dagegen wucherte ihr Unkraut, besonders da, wo es einen schon vorbereiteten Boden fand. Jedes Gänschen verteidigte das „Ausleben" seiner Gänsenatur mit dem Recht auf Persönlichkeit; jede Frau ihre aus Langeweile und Lüsternheit entstandenen Karnevalspassionen mit der Freiheit der Liebe. In Kupfermünzen gab schon die Jugend dieser Kreise den Goldschatz ihres Herzens aus.

Fern von alle diesen, durch Abgründe der sozialen Stellung und der wirtschaftlichen Lage von ihnen getrennt, lebten die Millionen der Proletarierinnen. Kein guter Wille zum Verständnis, keine noch so aufrichtige soziale Hilfsarbeit hatte bisher die Brücke zu schlagen vermocht. Nichts wurzelt so tief als Mißtrauen — viel tiefer noch als der Haß — und nichts verfälscht so sehr den klaren Blick und das natürliche Gefühl. Aber kein Mißtrauen ist wohl erklärlicher, ja berechtigter, als das der Proletarierin gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Mutter, die ihre Kinder schuldlos benachteiligt oder gar darben sieht, wird nicht bis in die Tiefe ihrer Seele sich verbittern, und allen mißtrauen, die sie — ob mit Recht oder mit Unrecht — für Mitschuldige hält? „Der Proletarier hat kein Vaterland", in das weiche Herz der Frauen grub sich dies Wort, dessen Pathos die innere Unwahrhaftigkeit übertönte, am tiefsten ein; ist doch den meisten Frauen das Wort „Vaterland" nur dann ein lebendiger Begriff, wenn sie es

mit eigner, eng umgrenzter Heimat identifizieren können. Dazu kam, daß die sozialdemokratische Agitation ihnen die Schäden und Schönheitsfehler des Vaterlandes drastisch genug vor Augen geführt hatte, ohne daß sie zu gleicher Zeit sich bewußt wurden, daß die größte Vaterlandsliebe sich nicht im sentimentalen Vertuschen und Verschleiern der Gebrechen erweist, sondern im furchtlosen Aufdecken, im tatkräftigen Heilen. Waren sie nicht Verbitterte, so zum mindesten Gleichgültige.

Und nun kam der Krieg und legte die Last eines ungeheueren Schicksals auch auf die Schultern der Frauen — all dieser Frauen! Werden sie nicht die ersten sein, die zusammenbrechen?! Das Feuer des Kraters, der plötzlich über uns Tod und Verderben spie, hatte die Männer zu einer unüberwindlichen Masse zusammengeschmolzen, weil jeder einzelne von ihnen Stahl und Eisen war; werden wir Frauen uns in ihm als Spreu erweisen?!

Nicht unberechtigt schien der Zweifel. Stieg uns das Blut so rasch in die Wangen, weil wir uns seiner schämen mußten, oder weil der stürmische Herzschlag der Freude es uns zu Haupte trieb?

In den ersten Augusttagen war es — Tagen, die keiner vergißt und ob er gleich hundert Jahre leben sollte! — Die ganze Bevölkerung Berlins lebte auf der Straße; sie hatten alle kein Zuhause mehr: sie fühlten nur ein Vaterland; sie hatten alle keine Familie: sie waren nur ein Volk. Und der Kopf keiner Frau war gesenkt, wie unter einer Last. Mit jedem neuen Feind, der uns heimtückisch überfiel, warf sie ihn — wie der Mann — nur noch stolzer, kraftvoller in den Nacken.

War es nur der Rausch der ersten Stunde? Dies Geschlecht des Friedens, durch Jahrzehnte wachsenden Wohlstands verwöhnt, kannte wohl nur den Krieg noch nicht? Und die Nerven der Großstadtmenschen reagierten nur auf eine neue, noch unerlebte Sensation?

Aber dann zogen die ersten Truppen — feldgrau, blumengeschmückt — durch die Straßen und kreuzten sich mit den Einberufenen in Zivil. Überall gingen die Frauen mit, trugen Köfferchen und Pakete, oder schoben heimlich die freie Hand in des Mannes Faust — die Faust, von der die Zukunft abhing! Auf den Bahnhöfen begann das große Abschiednehmen. — Und die Gattinnen, die Bräute, die Mütter verstanden zu lächeln! Nie hab' ich eine draußen weinen sehn; sie trugen ihre Tränen nach Hause in die Stille und Heimlichkeit, von demselben unbewußten Gefühl durchdrungen, daß keiner sie eines Zeichens der Mutlosigkeit zeihen dürfe.

Danach kamen die Tage, wo die Schulen sich leerten, wo die Knaben, gestern noch zärtlich behütete Kinder, über Nacht zu Jünglingen reiften, und die Regimenter sich des Zustroms der Freiwilligen kaum erwehren konnten. Wo sie auf der Straße zusammentrafen, diese jungen Menschen mit den weichen Wangen und den blitzenden Augen, gabs nur ein Hin und Her: „Bist du tauglich?" — „Wirst du genommen?" und scheu, wie ein Schuldiger schlich der davon, der ein „Nein" flüstern mußte. Als Maske, als Modelarve erwies sich jenes Gebaren der Blasiertheit, des Ästhetizismus, das uns nur zu oft bei der Jugend wie ein deutliches Zeichen allgemeiner Dekadenz erschienen war, — ja, als eine Zwangsjacke fast, die gesunde Kraft jauchzend

von sich warf. Und mehr als alles andere ward diese Jugend, die freiwillig die Brust den Feinden entgegenwarf, uns zur Gewähr unseres Sieges.

Wir sollten nur eins, das unsere Zuversicht zur unerschütterlichen zu machen imstande ist, nicht vergessen: hinter jedem dieser Heldenknaben, die von uns gingen, steht eine Mutter, die ihn gehen ließ!

*

„Solchen Menschen, die mich etwas angehen, wünsche ich Leiden. — Ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht — daß er stand hält." Die deutschen Frauen sind uns in jenen ersten furchtbar-herrlichen Tagen des Weltkriegs diesen Beweis nicht schuldig geblieben. Wie die Bäume des Sturms bedürfen, der sie im Herbst der welkenden Blätter entkleidet, und Zweige und Äste grausam knickt, um dem nächsten Frühling die Bahn zu bereiten, so bedürfen vielleicht auch wir solcher Stürme, die alles Tote und Lebenhindernde von uns abschütteln. Es gibt Bäume, die im Sommer, von Schlinggewächsen bis in ihre Krone umwuchert, üppiges Leben vortäuschen, bis der Sturm ihnen das fremde Kleid entreißt und sie in all ihrer jämmerlichen Dürre kläglich gen Himmel starren. Wenn aber die Eiche ihre grüne Sommerpracht von sich geworfen hat, und ihr gewaltiger Stamm, ihre knorrigen Äste und Zweige sich in klarer schwarzer Zeichnung vom Himmel abheben, dann enthüllt sich erst ihre ganze ursprüngliche Kraft und Schöne.

Unser Volk erwies sich wie der heiligste Baum seiner

Wälder. Mit vielem Dürren und Faulen fiel auch viel Liebes und Schönes ab, aber dafür zeigte sich dem freudig überraschten Blick das Ursprüngliche in alter reiner Zeichnung.

Der Krieg vernichtete fast mit einem Schlage bei den deutschen Männern all jene Effeminierungserscheinungen, die auf den verschiedensten Gebieten schon zutage getreten waren, und alles hohle Weltbürgertum, das drohte, uns ganz zu entwurzeln und damit aller lebenschaffenden Kräfte zu berauben. Er riß die Schranken nieder, die äußere Interessengegensätze zwischen den Volksgenossen errichtet hatten. Die im gleichen grauen Rock über die Grenzen zogen, waren wieder Männer, nichts als Männer, von dem einen ursprünglichen, primitiven Geschlechtsgefühl durchglutet und zusammengehalten: schützen — die Scholle verteidigen — kämpfen.

Und mit dem gleichen Schlage zerstörte der Krieg die männischen, — (da ich unmöglich in diesem Zusammenhang von „männlich" sprechen kann) —, Gelüste und Ehrsüchte der Frauen, ihren sentimentalen Pazifismus, ihren törichten Traum von der Schwesternschaft aller Menschen weiblichen Geschlechts.

Die unsichtbare Macht, die jene siebzigtausend Berlinerinnen vor dem Reichstag zusammenscharte, — nicht um für das Wahlrecht zu demonstrieren, sondern um sich der Kranken- und Verwundetenpflege zur Verfügung zu stellen —, war nur der gewaltige Durchbruch jenes lange verschütteten weiblichen Gefühls, das nichts anderes will, als: helfen und heilen, — jenes primitiven Geschlechtsgefühls, das ein einziges Wort am reinsten darstellt: Mütterlichkeit.

II.

Der natürliche weibliche Instinkt, der mit elementarer Wucht zum Durchbruch kam — der Instinkt, den der Intellektualismus fast ausgelöscht zu haben schien —, unterwarf sich sofort alles Denken und Handeln der Frauen. Helfen und dienen wollten sie alle. Aber wo? Und wie?

Nur eine große alte und bewährte Organisation schien dem Wollen und Wünschen der Frauen jetzt zu entsprechen: Der Verband der deutschen Landes-Frauenvereine vom Roten Kreuz, der acht große Vereine, darunter auch den größten, den Vaterländischen Frauenverein, umfaßt, und der sich vor allem jener wichtigsten Frauentätigkeit im Kriege widmet: der Fürsorge für die im Felde Verwundeten und Erkrankten. Sind doch fast sämtliche der dem Verbande zugehörigen Vereine von den Freiheitskriegen an aus bitterster Kriegsnot heraus entstanden, und der Verband selbst ein Kind des Jahres 71. Es war derselbe Werdegang, den das Rote Kreuz selbst — die vorbildliche Organisation der Männer — durchgemacht hatte: die Schrecken des Schlachtfeldes von Solferino riefen in eines Mannes großem Herzen das Traumbild einer allgemeinen Brüderschaft im Dienste der Opfer der Kriege hervor, und die Genfer Konvention verwirklichte es. Der Frauenverband war nur seine notwendige Ergänzung.

Aus der Stille und Verborgenheit seines bisherigen Wirkens ist er mit dem Ausbruch des Krieges herausgetreten, und für viele von uns war er fast eine neue Entdeckung. Ich erinnerte mich an ihn nur als an so etwas wie eine zwangsweise Vereinigung von Offiziers- und Be-

amtenfrauen; denn in jeder neuen Garniſon mußte meine Mutter dem betreffenden Zweigverein des Vaterländiſchen Frauen-Vereins — der den Verband in Preußen repräſentiert — beitreten, und es gab wohl auch Zuſammenkünfte der Mitglieder, wo für die armen, zur chriſtlichen Sittlichkeit zu erziehenden Negerkinder Hemden genäht wurden. Jetzt erſt ſah ich, nicht ohne Beſchämung — und es mag, wie geſagt, manchem wie mir gegangen ſein — um welch eine große, weitverzweigte Organiſation von Frauen es ſich handelt. Hat ſie doch, nach dem letzten Jahresbericht, faſt ½ Million Mitglieder, ein Vermögen von gegen 30 Millionen und eine faſt unüberſehbare Zahl von Wohlfahrtseinrichtungen aller Art. Ein Merkblatt ihrer Arbeitsgebiete gibt einen oberflächlichen Einblick: die Fürſorge für Wöchnerinnen und Säuglinge, für Kinder und Alte und Sieche und Arbeitsloſe; die Krankenpflege, die Tuberkuloſebekämpfung, die Ausbildung in Haushalt und Beruf — in dieſen weitgeſteckten Kreiſen bewegt ſich allein die Friedensarbeit des Verbandes, der ſich nun die Kriegsarbeit zugeſellte.

Da gab es keine Eiſenbahnſtation, in der nicht die Frauen mit dem roten Kreuz am Arm Tag und Nacht, bei Wind und Wetter die durchreiſenden Truppen mit Trank und Speiſe erquickten; und die Schweſtern vom Roten Kreuz, die in ihrer Geſamtheit zum Kriegsdienſt zuerſt verpflichtet und berechtigt ſind, wirkten vom erſten Augenblick an mit einer Ausdauer und einem Opfermut ohnegleichen an den Schmerzenslagern unſerer verwundeten Krieger. Dem ungeheuren Zudrang der Frauen zu dieſem Dienſt, der ihnen — ganz abgeſehen von allerlei damit verbundenen romantiſchen Vorſtellungen und abenteuerlichen Gelüſten — not-

wendig als ihre höchste Aufgabe erscheinen mußte, kam die Einrichtung von Helferinnenkursen sowohl durch das Rote Kreuz wie durch den Vaterländischen Frauenverein entgegen. Allein in Berlin wurden 25000 Helferinnen auf diese Weise ausgebildet.

Mit jedem Tage erweiterten sich die Arbeitsgebiete: die Sammlung von Liebesgaben für die Truppen, von Verbandmitteln und Krankenwäsche, die Fürsorge für die ostpreußischen Flüchtlinge, für die Frauen und Kinder der Wehrmänner, für die Hinterbliebenen der Gefallenen schienen schon auszureichen, um eine Armee Hilfsbereiter zu beschäftigen. Und nun schritt drohend, ins Riesenhafte wachsend, das Gespenst der Arbeitslosigkeit über die deutschen Lande, nicht nur Scharen armer Proletarierinnen in seine Gefolgschaft zwingend, sondern auch die Vielen, Allzuvielen aus bürgerlichen freien Berufen, die noch keine Not gekannt hatten! Schon an diesem Problem hätte der Verband der Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz scheitern müssen, wenn ihm allein die Aufgabe seiner Lösung zugefallen wäre. Denn auf Grund seiner ganzen Organisation und bisherigen Tätigkeit wirkt er, vom Gefühl christlicher Barmherzigkeit, nicht von der Erkenntnis sozialer Schäden ausgehend, wesentlich im Sinne des Wohltuns, statt in dem sozialer Fürsorge. Ganz abgesehen davon, daß Wohltätigkeit, die notwendig die herablassende Gebärde des Gebenden und die Demut des Empfangenden zur Voraussetzung hat, etwas innerlich Überwundenes ist, und die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo der Wohltäter vor dem Armen erröten wird — nicht umgekehrt! — wirken Almosen gegenüber der Arbeitslosigkeit entweder als eine Prämie auf die Faulheit

oder wie eine Brotattrappe auf den Verhungernden. Die heilige Elisabeth wird dieses Sphinxrätsel der kapitalistischen Wirtschaftsweise niemals auch nur für Augenblicke lösen können.

Wenn schon die Einsicht in diese Tatsache die große Menge der nach dieser Richtung gebildeten Frauen von einer Tätigkeit innerhalb jenes alten Verbandes zurückhalten mußte, so kamen noch eine Reihe anderer Momente hinzu, durch die er sich als zu eng und in seiner Struktur zu veraltet erwies, um soziale Hilfsarbeit im weitesten Sinne umfassen zu können. Es sind Momente, die sich zum Teil aus den Statuten und Bestimmungen, zum Teil aber auch aus der viel stärker bindenden Macht der Tradition und der Gewohnheit herleiten lassen. Die ganze Tätigkeit des Verbandes ruht auf christlich-religiöser Grundlage, ist von christlichen Formen umgeben, von christlichen Gedanken und Gefühlen durchtränkt; seine Mitglieder rekrutieren sich in ihrer Masse aus den konservativ-aristokratischen Kreisen des Volkes, ein Umstand, der in manchen kleineren Städten und Residenzen zu einem hierarchischen System und zu einer ausgesprochen antisemitischen Haltung geführt hat, — Gründe genug, um sehr viele tüchtige Menschen von der Mitarbeit fern zu halten. Aber weit schwerwiegender ist es, daß das Prinzip freiwilliger und unentgeltlicher Arbeit angesichts einer wirtschaftlichen Entwicklung, die immer größere Massen von Frauen zwingt, um ihre Existenz zu kämpfen, noch aufrecht erhalten wurde und sogar angesichts der durch den Krieg hervorgerufenen gesteigerten Arbeitslosigkeit noch vielfach aufrecht erhalten wird. Kein Zweifel, daß immer und gerade jetzt auf dem Gebiete sozialer

Hilfsleistung die freiwillige und unentgeltliche Arbeit noch nicht entbehrt werden kann. Als Organisatorinnen aller möglichen sozialen Einrichtungen — es seien beispielsweise nur die Speiseanstalten für Notleidende, die Arbeitsstuben, die Arbeiterinnen- und Kinderhorte, die Bekleidungsdepots für die Flüchtlinge erwähnt —, als Recherchеurinnen und Arbeitsvermittlerinnen usw. usw. haben diejenigen, die sich einer gesicherten Existenz erfreuen, alle Gelegenheit, sich zu betätigen. Daß aber innerhalb der Deutschen Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz Näh- und Strickstuben eingerichtet wurden und zum Teil noch bestehen, in denen Damen umsonst Soldatenwäsche herstellen, ist nicht zu rechtfertigen. Und daß Hilfsschwestern und Helferinnen nur solche Frauen werden können, die ihre Arbeit umsonst zu leisten imstande sind, ist eine Ungeheuerlichkeit, die zwar in dem richtigen Gefühl, daß Arbeit im Dienste der Leidenden sich nie bezahlen läßt, wurzelt, aber die Auswahl der Wertvollsten nicht vom Wert ihrer Persönlichkeit, sondern von dem ihres Geldbeutels abhängig macht. Was aber die Unentgeltlichkeit der Hilfsschwestern- und Helferinnenarbeit noch mehr in das Gebiet einer unstatthaften Konkurrenz rückt und unter Umständen zu den schwersten Konsequenzen für die Kranken führen kann, ist der Umstand, daß sie vielfach alten erfahrenen Pflegerinnen, die aber keinem geschlossenen Verbande angehören, vorgezogen worden sind.

So erwiesen sich denn die alten Frauenorganisationen, trotz ihrer großen Verdienste und bewundernswerten Leistungen, als unzulänglich sowohl gegenüber der Not der Zeit als gegenüber dem Verantwortlichkeitsgefühl der Frauen.

Die Empfindung für die Größe dieser Not, für die

Kompliziertheit der aus ganz neuen und uns ganz fremden Verhältnissen auftauchenden Fragen und für die Dienstverpflichtung aller weiblichen Kräfte war denn auch sofort so stark, daß sich bereits am ersten Mobilmachungstage unter den Auspizien des Bundes deutscher Frauenvereine — der Zusammenfassung dessen, was man unter der bürgerlichen Frauenbewegung versteht — die Berliner Organisationen zum „Nationalen Frauendienst" zusammenschlossen und ihr Vorbild in vielen Städten unerwartet rasche Nachahmung fand. Was die neue Organisation vor allem kennzeichnet und ihre Schöpfung selbst, ganz abgesehen von den daraus hervorgehenden Leistungen, als eine der bemerkenswertesten Taten der deutschen Frauenbewegung erscheinen läßt, ist dies, daß alle weibliche Hilfsarbeit sich den Kommunen ein- und unterordnete. Verschwunden waren mit einem Schlage alle spezifisch frauenrechtlerischen Forderungen, die stets in der Gleichstellung mit dem Manne gipfelten, und wenn es auch noch vorkam, daß der eine oder der andere Verein sich selbst von der neuen Art der Arbeit ausschloß, weil etwa — nur Männer im Vorstand der städtischen Kriegshilfe saßen, so wirkten solche vereinzelten Erscheinungen nur noch lächerlich.

Die Arbeitsgebiete der auf diese Weise organisierten Frauen entsprachen wieder durchaus dem ursprünglichen Schaffen und Wirken des Weibes, wie ihre Geschlechtsbestimmung sie ihr zugewiesen: Ernährung, Bekleidung, Jugendfürsorge; nur daß die Grenzen der Hauswirtschaft sich zu denen der Volkswirtschaft geweitet hatten, und die einstige private Wohltätigkeit mit all ihren Begleiterscheinungen von Willkür, Ungerechtigkeit und Demütigung sich in soziale Hilfsarbeit verwandelte. Nur die direkte Kriegs-

arbeit, Verwundetenpflege ꝛc. ward ausgeschaltet. Sie blieb dem Roten Kreuze weiter vorbehalten.

„Der Nationale Frauendienst betrachtet sich in erster Linie als Hilfstruppe der städtischen Verwaltung in der Organisation der Kriegshilfe", heißt es im ersten offiziellen Bericht der Abteilung Berlin. Dementsprechend schlossen sich die Frauenhilfskommissionen den städtischen Unterstützungskommissionen an und übernahmen vor allem die Untersuchung der Notfälle, den Beratungsdienst und die Vermittlung der Hilfe an die Bedürftigen. Diese Tätigkeit führte notwendig zu inneren Gliederungen. Es entstanden aus den Forderungen des Tages heraus verschiedene Gruppen: für Kinderfürsorge, Ernährungsfragen, Wohnungs- und Unterkunftsvermittlung, Bekleidung, Arbeitsvermittlung, Pressedienst, Vermittlung freiwilliger Hilfskräfte, Beratung in Miets- und Grundeigentumsfragen ꝛc.

Einige Zahlen mögen den Umfang der Tätigkeit des Nationalen Frauendienstes illustrieren. In einer Woche des August wurden für 13000 Mk. Speisemarken ausgegeben, und gegen 25000 Hilfesuchende wandten sich in der gleichen Woche an die Beratungsstellen der Kommissionen. Dabei mag gleich die Tatsache erwähnt werden, die für die Hebung des deutschen Wirtschaftslebens im Laufe des Krieges eine beredte Sprache spricht: daß die Zahl der Hilfesuchenden bereits Ende Oktober auf 4000 wöchentlich sank.

Aber mit allen Einzelresultaten der umfassenden Arbeit einer im besten Sinne modernen Frauenorganisation sind ihre Verdienste nicht erschöpft.

Mit einem Weitblick, der zu Anfang des Krieges selbst den Vertretern der Regierung abging, hatten die Gründe-

rinnen des Nationalen Frauendienſtes bereits in ihrem Aufruf folgende Aufgabe an die Spitze aller geſtellt: Mitarbeit der Frauen an der Erhaltung einer gleichmäßigen Lebensmittelverſorgung. Die viel und früher nicht mit Unrecht verſpottete gute deutſche Hausfrau legte damit ihr Reifezeugnis ab. Es war der erſte Schritt zu der Einſicht, deren bisheriges Fehlen kommenden Zeiten faſt lächerlich erſcheinen wird: daß die genaue Kenntnis ſowohl der Vorräte als des Bedarfs nicht nur die erſte Grundlage einer geregelten Hauswirtſchaft, ſondern auch die der Volkswirtſchaft ſein muß. Selbſt die Mehrzahl der Gebildeten hat noch heute keine Ahnung von den wirklichen Nahrungsbedürfniſſen des menſchlichen Körpers, was im Grunde jedem ſo vertraut ſein müßte wie das Einmaleins. Und wie ſich danach die Nahrungsmittel auf das ganze Volk verteilen müſſen, wiſſen die wenigſten. Man aß, was einem ſchmeckte und was man bezahlen konnte. Kaum eine Mutter iſt ſich klar, — obwohl es die Grundlage der Kinderpflege ſein ſollte —, was der jugendliche Körper zu ſeinem Aufbau nötig hat. Die große Maſſe der Bevölkerung iſt, infolge der Zunahme der Frauenarbeit und der Abnahme des Intereſſes an der Hauswirtſchaft, nicht einmal mehr imſtande, die traditionelle Küche der Vorfahren fortzuführen, die einem gewiſſen natürlichen Inſtinkt entſprochen hatte.

Und nun ſahen wir uns plötzlich der Aushungerungspolitik Englands preisgegeben, — einer Politik, der ſich an Grauſamkeit keine andere in der Weltgeſchichte gleichſtellen läßt —, ſahen uns vor die Aufgabe geſtellt, unter Verzicht auf die bisherige große Einfuhr an Lebensmitteln, mit dem was wir haben und ſelber produzieren nicht etwa nur aus-

zukommen, sondern uns leistungsfähig zu erhalten, unsere Kinder für eine Zukunft groß zu ziehen, die an ihre Kraft und Ausdauer ungeahnte Anforderungen stellen wird. Auskommen?! — Wie eine leichtsinnige und unverständige Hausfrau hatten wir an dergleichen nie gedacht. Man kam eben aus, und was fehlte, mußte geschafft werden! Und nun warf uns der Krieg auch in dieser Beziehung auf primitive Zustände zurück: dem Von-der-Scholle-leben-müssen. Mit den drastischsten Mitteln weckte er die Vaterlandsliebe in ihrer ursprünglichsten Gestalt: der Liebe zu dem Boden, der uns ernährt.

Der Nationale Frauendienst schickte seine Rednerinnen aus, um die weibliche Bevölkerung, Hausfrauen und Köchinnen, aufzuklären. Es wurde ihnen auf das genaueste vorgerechnet, was uns an Nahrungsmitteln fehlt, wie sie ersetzt werden und mit welchen auf das äußerste zu sparen ist, weil sie bis zur nächsten Ernte unersetzlich sind. Er gab ein Kochbüchlein heraus, das so gut wie umsonst zu haben ist und für billige, gesunde und schmackhafte Kost einen guten Wegweiser bietet. Umsonst! Gewohnheit erwies sich wieder einmal als der größte Feind des Fortschritts und der Vernunft. Da war es der Nationale Frauendienst, der sich als so einsichtig erwies, sofort die Einführung eines Brot- und Mehlmonopols zu befürworten, und als es Gesetz geworden war, seine Kräfte zu seiner Durchführung zur Verfügung zu stellen. Die Frauenwelt nunmehr über die Regelung des Konsums aufzuklären, in ihr eine Armee zäher, stiller Kämpfer gegen die Aushungerungspolitik Englands auszubilden und zu organisieren, ist eine seiner vornehmsten Aufgaben geworden — eine Aufgabe, die mit dem Kriege

nicht erlöschen wird. Das Problem der Regelung des Konsums in Friedenszeiten, d. h. die Ordnung der Ernährung nach wissenschaftlichen Grundsätzen und nach Maßgabe des Besitzes, wird vor allem den Frauen zur Lösung vorbehalten bleiben und damit eine Arbeit von unabsehbarer Tragweite.

Aber auch nach anderer Richtung hin hat die von den Forderungen des Augenblicks diktierte Wirksamkeit des Nationalen Frauendienstes einen über sie hinausreichenden Wert. Daß es ihm gelang, die vielgestaltigen zerrissenen Vereine aller Schattierungen zu einem guten Teil als Bausteine zu einem Hause zusammenzufügen, in dem nun wirklich Tausende Unglücklicher eine Zuflucht finden, war schon an sich eine achtunggebietende Leistung; und daß zum erstenmal die Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung mit denen der sozialdemokratischen Organisationen Hand in Hand arbeiteten, zeugt für den großen Fortschritt von Erkenntnis und Empfindung seit jenem Gründungstage des Bundes deutscher Frauenvereine vor zwanzig Jahren, von dem die proletarische Frauenbewegung ausdrücklich fern gehalten wurde. Von weittragender, über den Krieg und seine Folgen hinausreichender Bedeutung erscheint mir jedoch, daß die Zusammenfassung aller Frauen unter einer leitenden Idee durch den Nationalen Frauendienst aus einer Utopie zu einer Zukunftsmöglichkeit geworden ist. Daß die Verwirklichung dieser Möglichkeit auch zur Notwendigkeit wurde, werde ich im weiteren Verlauf meiner Darstellung nachzuweisen haben.

*

III.

Wie hat sich nun bei den Frauen im einzelnen der erste große Rausch der Begeisterung in Taten umgesetzt?

So wenig sich das wägen oder gar greifbar deutlich in statistischen Tabellen festlegen läßt, so kann doch vor allem eins mit Sicherheit ausgesprochen werden, daß der, nach der Überwindung der ersten Bestürzung, so erstaunlich ruhige Fortgang unseres Wirtschaftslebens zu einem guten Teil den Frauen zu verdanken ist, die tapfer und mit ruhiger Sicherheit in kaufmännischen, industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben an die Stelle ihrer ins Feld rückenden Männer traten. Die ostpreußische Landfrau, die in hohen Schmierstiefeln und Männerkleidung an der Spitze ihrer Mägde die Ernte einbrachte, ist keine Ausnahme. Wie in den Männern, so löste der Krieg in den Frauen ungeahnte Kräfte aus, — so wie ein Erdbeben sprudelnde Heilquellen von allen Banden befreit oder reiche Erzadern bloß legt. Unzählige, an sich vielleicht wenig bedeutende Handlungen sind wie von einer Glorie umgeben, weil sie für jenen tief verborgenen Reichtum zeugen. Von jenen ersten Tagen des Krieges an, wo arme Frauen aus dem fernen Osten Berlins, — die Bahnhofsspeisung war noch nicht eingerichtet, — ihr eigenes Mittagbrot den Soldaten hinaustrugen bis heute, wo während der Reichswollwoche die Sammelnden immer wieder erfuhren, daß die Bewohner der Hinterhäuser und der vierten Stockwerke sich vielfach vom Leibe zogen und aus den Betten rissen, was sie für die Soldaten im Felde gaben, — welch eine ununterbrochene Kette von Taten reinen Opfermuts! Besonders im Beginn des Krieges, als die Kriegs-

unterstützung noch nicht gezahlt werden konnte, überboten sich vor allem die Armen in gegenseitiger Hilfeleistung. Und die wenig Bemittelten, außerstande weithin leuchtende Werke der Nächstenliebe ins Leben zu rufen, leisteten im beschränkten Kreise ihrer Kräfte oft viel mehr als die Reichen. Wie viele von ihnen nahmen Flüchtlinge oder Obdachlose oder Waisenkinder zu sich. Wie manche, die sich selbst einschränken mußten, behielten trotzdem ihre Dienstboten, — sei es auch nur, um ihnen ein Dach über dem Kopf zu sichern und sie vor Not zu bewahren.

Aber auch der vielen Tausende sei nicht vergessen, die den schweren Dienst als Helferinnen vom Roten Kreuz auf sich nahmen und in ihm ausharrten, obwohl sie oft genug noch nie vorher irgendeine harte Arbeit zu leisten genötigt worden waren, und neben ihnen aller derer, die der sozialen Fürsorge verschiedenster Art ihre Kräfte widmeten. So manche mondaine Frau, so manches verwöhnte Mädchen sah zum ersten Male dem bitteren Ernst des Lebens ins Gesicht, und enge Herzen und Geister wurden weit. Sie werden einmal ohne Scheu neben diejenigen treten dürfen, die als Jünglinge in den Krieg zogen und als Männer zurückkehren.

Wir wissen nicht, wie viele ihrer sind, ebensowenig wie wir heute sagen können, wie groß die Armee der Pflegerinnen ist, die im direkten Kriegsdienst stehen. Es fehlt auch zunächst jeder Überblick darüber, was an sozialen Einrichtungen in Deutschland durch die Frauen geschaffen wurde. Nehmen wir Berlin als Muster, so ist die Menge eine imponierende. Im Zusammenhang mit der Schilderung des Nationalen Frauendienstes ist schon vieles erwähnt worden. Hier sei nur noch auf eines der wichtigsten Ge-

biete der Kriegsfürsorge hingewiesen: die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit der Frauen.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß der Ausbruch des Krieges viele Industrien brach legte; so die Luxusindustrien und das Bekleidungsgewerbe, dessen Lage sowieso schon keine besonders günstige gewesen war. Aber mit einer erstaunlichen Raschheit paßte sich das gewerbliche Leben dem Kriegszustand an; ganze Industrien wurden den Bedürfnissen des Krieges entsprechend umgeformt und dadurch zahllosen Arbeitern die Existenz gesichert.

Diese Erscheinung, die uns von unseren Gegnern ganz wesentlich unterscheidet, haben wir zum guten Teil dem zu verdanken, was sie — von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht — als unseren „Militarismus" verfluchen. Denn die Fähigkeit zur Disziplinierung ist mit ein Kind des Militarismus. Dazu kommen zwei andere Faktoren der Volkserziehung, die in ihrer Bedeutung für die Kriegsfähigkeit der Industrie nicht gering anzuschlagen sind: die Arbeiterversicherung auf der einen und die Arbeiterbewegung auf der anderen Seite, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer an Zusammenarbeiten und straffe Organisation gewöhnt hat.

Die Gestaltung der Berliner Konfektion während des Krieges kann, — da sie eine so große Menge von Frauen beschäftigt —, als Musterbeispiel für das Gesagte herausgehoben werden. Gerade hier war in den ersten Tagen die Verzweiflung der Arbeiterinnen besonders groß. Dann aber, — besonders als sich zeigte, daß mit einem Winterfeldzug zu rechnen war —, setzte die Hilfe ein. Die Konfektion übernahm die Deckung eines erheblichen Teils des ungeheueren Bedarfs der Armee an Bekleidungs- und Aus-

rüſtungsgegenſtänden. Natürlich war, beſonders wo es ſich um Heimarbeit handelt, allen Schrecken der Lohndrückerei zunächſt wieder Tür und Tor geöffnet, und er hat leider bei dem großen Angebot auch an ungelernten Arbeitskräften — um wie viel mehr „verſchämte“ Arme als früher gab es jetzt! — nicht gebannt werden können. Immerhin fehlte es nicht an glücklichen Verſuchen, ihn einzudämmen. Ende Auguſt entſtand der Ausſchuß für Konfektionsnotarbeit, der jetzt gegen dreitauſend Heimarbeiterinnen beſchäftigt, und die vom ſtädtiſchen Arbeitsnachweis, und zwar — das ſei beſonders hervorgehoben! — durch die Initiative und Energie einer einzigen Frau geſchaffene ſogenannte Konfektionsfabrik, in der etwa ebenſoviel Frauen direkt für den Heeresbedarf tätig ſind. Daneben beſtehen noch eine Anzahl durch die Kommunen von Groß-Berlin, durch Vereine und auch durch einſichtige Private geſchaffene Näh- und Strickſtuben, und ſowohl die großen Frauenverbände wie die Tageszeitungen laſſen wenigſtens einen Teil der von ihnen an die Truppen zu verſendenden Liebesgaben durch Heimarbeiterinnen herſtellen.

Unter einem anderen Geſichtspunkt als dem der reinen Arbeitsbeſchaffung hat der Nationale Frauendienſt Strickſtuben eingerichtet: Hier werden junge Mädchen angelernt, und es wird ihnen, die ſonſt den doppelten Gefahren der Arbeitsloſigkeit und der Obdachloſigkeit ausgeſetzt wären, ein Tagesheim geboten, wo ſie auch Beköſtigung und Unterhaltung finden.

So hat der Krieg auf den verſchiedenſten Gebieten Leiſtungen gezeitigt, die beweiſen, daß es an gutem Willen, an Einſicht, Leiſtungskraft und Opfermut auch bei denen

nicht fehlt, die zu Hause blieben. Aber es wäre ebenso töricht wie verderblich, wenn wir nur noch wohlgefällig auf das Erreichte wie in einen schmeichelnden Spiegel blicken wollten. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, seine Anforderungen an unsere Kraft und Ausdauer sind noch nicht erschöpft. Und selbst wenn wir heute schon die Fahnen des Sieges, die aus unsern Fenstern flattern, mit den Palmen des Friedens schmücken könnten, bliebe Unendliches und abermals ganz Neues für uns zu tun, um aufzubauen, was der Krieg zerstörte. Auch dann, wenn dies geschehen wäre, dürften wir seine Lehren und Offenbarungen nicht vergessen — selbst wenn sie noch so bitter sind! Die Wahrheit zu erkennen und auszusprechen, ist kein Bekenntnis der Schwäche, sondern ein Zeichen der Kraft.

*

Der Krieg ist der Sturm, der alle Schleier zerreißt, und, wie er dadurch nie geschaute Schönheit enthüllt, auch alles Kleinliche, Häßliche und Schmutzige aufdeckt.

Ich werde den Eindruck nie vergessen, den ich schon in den ersten Kriegstagen hatte, als mir ein Artikel aus weiblicher Feder in die Hände fiel, der von der deutschen Frauenwelt als eine ihrer ersten Kriegsaufgaben die — Schaffung einer deutschen Tracht forderte! Also einer der ersten Gedanken der Frau angesichts des ungeheuren Schicksals, das der Krieg über die ganze Welt heraufbeschwor, war der an ihre Kleidung! Aber er lag, schien es, in der Luft und tauchte überall mit mehr oder weniger Emphase und Phrasengeklingel wieder auf, und viele Frauen wenden Zeit und Kraft an seine Verwirklichung, ahnungslos, welch einen Mangel an

Einsicht in kulturelle und wirtschaftliche Zusammenhänge sie dadurch dokumentieren.

Der Geschmack in der Kleidung ist immer das letzte Ergebnis von langen Kulturepochen gewesen. So herrschte darin einst Griechenland und dann unumschränkt jahrhundertelang Frankreich. Kein Majoritätsbeschluß, keine noch so glühende Vaterlandsliebe wird darin irgendeine Änderung schaffen, wenn nicht die Höhe der Kultur eines Landes diese Blüte gleichsam von selbst, aus sich heraus, hervorbringt. Vielleicht sind wir so weit, — ich weiß es nicht und glaube es nicht angesichts der letzten ohne Frankreichs Hilfe hervorgebrachten Modeschöpfungen. Eher schiene mir Österreich berufen, die Herrschaft Frankreichs darin abzulösen; es hat eine viel ältere und darum reichere Kultur.

Noch weniger aber als das Feldgeschrei „Los von Frankreich" werden hygienische Grundsätze die Mode beeinflussen oder gar leiten können. Nicht einmal ausschließlich ästhetische Gesichtspunkte vermögen das. Die Mode ist zunächst einmal ein Kind der kapitalistischen Wirtschaftsweise; ihr rascher Wechsel ist für die Erhaltung der ungeheuren, ihr dienenden Industrie und deren Arbeiter notwendig. Ebenso ihr Internationalismus. Könnten wir heute wirklich eine spezifisch deutsche Tracht durchsetzen, so wäre das der Tod unserer auf den Export angewiesenen Konfektionsindustrie, der Untergang zahlloser in ihr beschäftigter Arbeiter und Arbeiterinnen. Und gerade jetzt muß es vielmehr unser aller Bestreben sein, ihr nach dem Kriege nicht nur den bisherigen Absatz, sondern noch einen weit größeren zu sichern. Um das zu ermöglichen, muß die Mode aber in erster Linie gefallen, das heißt von Frauen getragen

werden, die selbst mit ihrer Hilfe gefallen wollen. Das soll kein Vorwurf sein — im Gegenteil: ich wünschte, jede Frau wollte gefallen, dann kämen wir vielleicht eher zu jener Höhe der Geschmacksentwicklung, von der aus wir der Welt unsere Modegesetze diktieren könnten. Dann würde auch das vielfach mit Recht beklagte Dirnenhafte mancher Modeschöpfungen mehr und mehr in den Hintergrund treten; solange nur Dirnen und die ihnen Nacheifernden gefallen wollen und Tugend sich immer durch Häßlichkeit, mindestens durch Reizlosigkeit, glaubt dokumentieren zu müssen, wird die Mode den Stempel ihrer Schöpferinnen tragen.

Aber die „Deutsche Tracht"-Bewegung ist nicht die einzige, die der Krieg auf dem Gebiete der Frauenkleidung hervorgebracht hat. Die deutsche Industrie versucht, unterstützt von Künstlern und Damen der ersten Gesellschaft, in einem Augenblick, wo Frankreich ausgeschaltet ist, die Herrschaft an sich zu reißen. Das ist verständlicher; aber vieles von dem oben Gesagten gilt auch hier. Und jedenfalls erscheint es zum mindesten als eine grobe Taktlosigkeit, wenn in diesem Augenblick eine Modenzeitung gegründet wurde, deren Preis ein Hohn auf die allgemeine Lage unseres Volkes ist.

Doch auch nach ganz anderer Richtung hin hat die Kleidung im Zusammenhang mit dem Krieg bei unseren Frauen eine Rolle gespielt. Der Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, wenn nicht durch eine Leistung, so doch wenigstens durch ein persönliches Opfer, war ein so brennender, daß er die seltsamsten Blüten trieb. Mit dem ganzen Ernst derer, die wirklich etwas Liebes hingeben, konnte man wohlhabende Frauen sagen hören: „Wir werden uns in diesem

Jahre keine neuen Winterkostüme machen lassen"; und sie glaubten wirklich damit ihr Kriegsopfer gebracht zu haben. Es kam ihnen keinen Augenblick der Gedanke, daß das, was sie tatsächlich opfern, die Existenz der Näherinnen und Schneiderinnen ist. Es fiel ihnen nicht ein, daß Sparsamkeit nicht immer eine Tugend ist.

Dieselbe Gedankenlosigkeit zeigte sich auf anderen Gebieten. So hatten zahllose Frauen, und unter ihnen sehr viele, die nicht etwa durch die eigene Notlage dazu gezwungen wurden, nichts Eiligeres zu tun, als ihre Dienstmädchen zu entlassen, die so die unglücklichen Opfer des Opfermuts ihrer Dienstgeberinnen wurden. Was es aber bedeutet, noch dazu in dieser Zeit, arme Mädchen auf die Straße zu setzen, davon können die Arbeitsvermittlungen, die Notstandsküchen, die Unterstützungsbureaus erzählen, davon wird einmal die Statistik der Prostitution berichten können. In dieselben Kreise, bei denen sie als ehrliche Arbeiterinnen ihr Brot verdient hatten, kehrten sie als Unterstützungsbedürftige zurück, um sich in der weiteren Entwicklung der Dinge als Dirnen an ihnen zu rächen.

Es kam aber auch vor, daß ostpreußische Flüchtlinge an Stelle der alten Dienstboten aufgenommen wurden. Sie arbeiteten dann vielfach für den halben Lohn und mußten noch obendrein für die „Wohltat" dankbar sein.

Wie den Dienstmädchen, so geschah es zahllosen Hauslehrern und Lehrerinnen aller Art, für die nun überall Notstandsaktionen ins Werk gesetzt werden mußten. Es schien, als ob die meisten Frauen die alte Weisheit vergessen hatten, daß Wohltätigkeit im eigenen Hause beginnt. Die geschäftige Wichtigtuerei außer dem Hause, die gerade jetzt

mit der angenehm prickelnden Erregung schrecklicher Geschehnisse verbunden ist, ließ allzu vielen das Nächstliegende vergessen. Nicht nur Dienstboten und Hauslehrer, auch Gatten und Kinder haben häufig darunter leiden müssen.

Die Tangotees des letzten Winters waren von den Strick- und Nähnachmittagen abgelöst worden. Man erschien, laut Vorschrift, in „einfachster Kleidung", band sich höchstens eine der eleganten buntseidenen Strickschürzen um, und arbeitete mit vielem Eifer und wenig Geschick für Soldaten. Fürstinnen, die mit ihren Damen an Schneidertischen und Nähmaschinen in den illustrierten Blättern abgebildet wurden, hatten ja das schöne Beispiel gegeben.

Währenddessen suchten draußen arme Familienmütter händeringend nach Arbeit! Und ihre Konkurrentinnen, die bei Tee und Kuchen im behaglichen Zimmer saßen, rühmten sich des eignen Opfermuts.

Man hat Vorkommnisse wie diese mit der Unkenntnis der Frauen vom sozialen und wirtschaftlichen Leben entschuldigen wollen. Aber jene Entschuldigung hat, wie mir scheint, keine Berechtigung. Noch zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges mochte es anders gewesen sein. Damals lebten die Frauen noch eingeschlossener innerhalb ihrer vier Wände, ohne eine umfassendere Möglichkeit, sich zu bilden und aufzuklären, damals war auch ein Helfen im Sinne des Wohltuns fast die einzige Form der Fürsorge. Aber heute haben wir vier Jahrzehnte einer ungeheuren wirtschaftlichen Entwicklung hinter uns, vier Jahrzehnte sozialer Gesetzgebung, vier Jahrzehnte, in denen die Arbeiterbewegung und die Frauenbewegung sich entfalteten, wirkten und aufklärten, in denen die eigene Erfahrung

einer wachsenden Schar arbeitender Frauen die Augen öffnete, und so gut wie keine Bildungsmöglichkeit ihnen unzugänglich blieb. Heute hat die Frau kein Recht mehr auf Unwissenheit. Und grell beleuchtet der Krieg ihre Sünde.

Er ist ein grausames Tageslicht, das falsche Farben von echten sorgfältig unterscheidet, das auch den Begriff des Opfers wieder klar zu stellen imstande ist. Noch immer wurde das „Opfer des reichen Mannes", der tausend Mark als Liebesgabe mit Angabe von Namen und Adresse im Tagesblättchen zeichnet, höher gewertet, als die zehn Pfennig, die der Arme heimlich in die Sammelbüchse steckt. Noch immer war es möglich, daß jene wundervolle Tat des Düsseldorfer Dienstmädchens, die ihre ganzen Ersparnisse der Kriegsfürsorge opferte, von „verständigen" Leuten bekrittelt oder wenigstens mit dem erstaunten Ausruf glossiert wurde: „Warum hat sie sie nicht wenigstens bei der Kriegsanleihe angelegt — dann hätte sie doch ihre Prozente davon gehabt!" Und es kam sogar vor, daß Damen mit tragischer Gebärde ihren goldenen Ehering gegen einen eisernen tauschten, aber daneben ihre Brillantringe ruhig weitertrugen.

Jetzt erst, wo die draußen im Feld uns täglich beweisen, was Opfer ist, beginnt sich die Erkenntnis wieder durchzuringen, daß Opfer stets ein Entbehren — sei es ein materielles oder ein seelisches — für den Opfernden in sich schließen muß. Der reiche Mann, der einen Teil seines Überflusses hingibt, opfert nichts, aber auch gar nichts, im Gegenteil, er verschafft sich selbst die größte Freude, die es geben kann: andere zu beglücken.

Das Wohlleben ist kein Erzieher zur tätigen Menschen-

liebe. Wir müssen erst alle — auf diese und jene Weise — Not erfahren, um im Notleidenden unseren Bruder zu sehen, nicht den — Almosenempfänger. So wird vielen der Krieg zum Erzieher, der die Rute schwingt.

Aber wie die Frauen allzu häufig vom Opfer nichts wußten, so wußten sie noch häufiger von der Arbeit nichts.

Von den siebzigtausend Frauen Berlins, die dem Roten Kreuz ihre Dienste anboten, blieben nur fünfundzwanzigtausend übrig, die zu Helferinnen ausgebildet wurden, von den siebentausend, die sich dem Nationalen Frauendienst zur Verfügung stellten, blieben schließlich nur vierzehnhundert. Mochten sich wohl auch viele zurückgezogen haben, weil sie neben ihrer Arbeit für das Vaterland schließlich auch — leben mußten, und man nur „freiwillige", d. h. unentgeltlich Arbeitende aufnahm, — (nebenbei bemerkt: der kriegsfreiwillige Soldat bleibt Freiwilliger, auch wenn er Löhnung bekommt wie der Rekrut!) —, die meisten zogen sich aber so rasch zurück wie sie gekommen waren, sobald ernste, regelmäßige Arbeit, Einordnung in die Organisation von ihnen gefordert wurde. — (Nebenbei bemerkt: selbst der jüngste unter den Kriegsfreiwilligen wußte von vornherein, als er sich anbot, daß er zu dienen hätte wie jeder gesetzlich Eingezogene, und nichts, was man von ihm verlangte, schreckte ihn ab!)

„Ich will nur Offizierspflegerin werden," sagte die eine; „ich kann natürlich nur geistige Arbeit tun," die andere. „An so etwas bin ich nicht gewöhnt," erklärte beleidigt jene; „das ist doch keine Arbeit für eine Dame!" murrte hochmütig die.

Wäre doch das Wort „Dame" das erste auf dem Altar

des Vaterlands geopferte Fremdwort gewesen und das schöne, alte, deutsche Wort „Weib" dagegen wieder zu Ehren gekommen! Würde es dann jemand gewagt haben, ernsthaft auszusprechen: „Das ist keine Arbeit für ein Weib"? Gibt es überhaupt eine Arbeit im Dienste der Armen und Schwachen und Leidenden, die nichts wäre für ein Weib?! Der große Zweck erhebt die niedrigste Arbeit zur Höhe einer moralischen Tat, und ein echtes Weib adelt jede Arbeit.

Aber nicht nur, daß manche Frauen jeder ernsten Tätigkeit gegenüberstanden wie einem unübersteiglichen Berg — sie hatten von ihr vermutlich so etwas wie einen Ersatz für die diesmal fehlende anstrengende Ballsaison mit all ihren Pikanterien und Abenteuern erwartet! — oft übernahmen sie auch einen Posten in dem großen Gefüge sozialen Wirkens, um ihn dann nur lässig, wie irgendeine Spielerei, auszufüllen. (Im Felde weiß jeder Soldat — und wenn er nichts weiter zu tun hat als Erde zu karren — daß von der unbedingten Pflichttreue des einzelnen, also auch der seinen, der Erfolg der ganzen Truppe abhängt!) Doch damit nicht genug: um der nichtigsten Gründe willen kommt es vor, daß sie ihn ganz und gar im Stiche lassen. Rangstreitigkeiten sind es meist, die dabei eine Rolle spielen, Zänkereien um Rang und Titel ihrer Männer, auf die die Frauen durch keinerlei eigenes Verdienst irgendeinen Anspruch haben. Es ist das der einzige Rest wirklicher Barbarei, den unsere Gegner mit vollem Recht verhöhnen dürfen. Die „Frau Regierungsrat" will sich der „Frau Assessor" nicht unterordnen und verläßt entrüstet das Lokal. (Draußen im Schützengraben weiß der Grenadier Schulze — im Zivil Bierfahrer — nicht einmal, daß der gute

Kamerad Müller neben ihm Regierungsrat ist!) Mir ist z. B. bekannt, daß ein ganzer Bahnhofsdienst für Soldatenspeisung, noch dazu an einer für Verwundetentransporte wichtigen Stelle aus solchen Gründen eingestellt werden mußte. (Ein Fahnenflüchtiger im Felde ist ein Ehrloser, der erschossen wird!)

Nun kann man wohl all diese Verschuldungen für Einzelerscheinungen halten; es fehlt aber auch nicht an einer Massenschuld der Frauen. Als lauter und lauter in Wort und Schrift zur Sparsamkeit in der Ernährung, besonders soweit das Brotgetreide in Frage kam, gemahnt wurde, blieb alles beim Alten.

„Ob ich meinen kleinen Haushalt ändere oder nicht, wird wohl kaum ins Gewicht fallen", sagten sich im stillen viele Hausfrauen. Die Gourmands erklärten, bei solcher Kost nicht existieren zu können. Und manche Arbeiterin, in deren hartem Schädel der Haß gegen die kapitalistische Gesellschaft sich mit dem Haß gegen den Kapitalisten identifizierte, meinte ingrimmig, daß die reichen Leute jetzt mit dem Hungern anfangen sollten. Dazu gab es überall noch jene Drohnen der Gesellschaft, die sogar in größerer Zahl als sonst die Kaffee- und Teehäuser füllten, — ist doch momentan soviel Stoff zum Beschwatzen vorhanden! —, und besonders in ihren weiblichen Teilen dabei Berge von Kuchen rücksichtslos vertilgten, ohne daß ihnen einmal der Gedanke kam, wenigstens durch den Verzicht auf Leckerbissen ihrer nichtigen Existenz irgendeinen Wert zu verleihen! Gibt es ein schlimmeres Armutszeugnis für einen Menschen, als wenn er jetzt die Gelüste seines Gaumens für wichtiger hält als die Not Deutschlands?! Draußen schlafen Hundert-

tauſende ſeit Wochen auf Stroh und beklagen ſich nicht, ja, ich weiß von welchen, die ſich darüber entrüſten, daß man ſie um ſolcher Lappalien willen bedauert, und wir — ihre Bräute, ihre Frauen, ihre Mütter — wollen nicht einmal auf den Überfluß unſerer Ernährung verzichten?! Selbſt wenn wir einmal hungern müßten, wäre der Preis zu hoch für Deutſchlands Sieg und Deutſchlands Zukunft?! Draußen ſchlagen ſie täglich ihr Leben dafür in die Schanze!

*

Wenn nun aber all ſolche Vorwürfe, bei aller Anerkennung der überwiegenden Größe der Leiſtungen und des Opfermuts, erhoben werden können, iſt das nicht im tiefſten Grunde wie eine Bankrotterklärung der Frauenbewegung? Ein kurzes Nein iſt die Antwort darauf. Die Frauenbewegung hat vielmehr, das beweiſt allein die Exiſtenz des Nationalen Frauendienſtes, den Beweis geliefert, daß ſie als ſolche — was ich, dies ſei offen bekannt, nicht von ihr erwartet hätte — den ſchwerſten Forderungen der Zeit gewachſen iſt, daß ſie ihre Vorkämpfer und Anhänger zu dem erzogen hat, was heute not tut: pflichttreue Bürgerinnen. Denn wo wir hinſehen, werden wir erkennen, daß diejenigen, die verſagen, faſt immer nur ſolche ſind, die entweder zu denken oder zu arbeiten nie gelernt haben: die Luxusweibchen auf der einen, die engſtirnigen Hausfrauen auf der anderen Seite.

Freilich: viele von uns haben geglaubt, daß die Aufklärungsarbeit der letzten vierzig Jahre weiter gereicht hätte und tiefer gedrungen ſei, als es ſich jetzt in Wahrheit herausſtellt. Dieſe Enttäuſchung iſt aber nicht nur ein Mittel zu

neuer Belebung und Verjüngung der Frauenbewegung, weil sie zu neuer und hingebungsvollerer Arbeit aufruft, sie bedeutet auch die Vermittlung einer notwendigen Erkenntnis, der man sich bisher gern verschloß: Die Frauen sind von Geschlechtswegen einseitig individualistisch veranlagt. Und in dieser Konstatierung einer Tatsache liegt keinerlei Vorwurf. Wen die Natur bestimmte, mater familias zu sein, also Leiterin, Erzieherin, Herrscherin in einem begrenzten Kreise — einem Kreise, der seine einzige Welt ist, — der muß sich individualistisch entwickeln, der ist damit zunächst unfähig, sich einem Großen, Ganzen bewußt ein- und unterzuordnen, dem fehlt notwendigerweise die Fähigkeit zur Organisation. Und wie lange ist es denn her, daß die wirtschaftliche und soziale Entwicklung den Frauen den Ausblick aus ihrem kleinen Reich in die weite Welt ermöglichte?! Und für wie viele, oder besser, für wie wenige Frauen geschah das bis jetzt?!

Die Frau ist in erster Linie Selbstzweck, also erst in letzter: Bürgerin. Eine allgemeine Idee, wie die des Vaterlandes, des Staates, als herrschend über sich anzuerkennen, wird für sie stets erst das Ergebnis eines langen Werdegangs sein.

Dabei wollen wir nicht außer acht lassen, daß die Jahrzehnte des Friedens und der effeminierenden Einwirkung rein individualistischer Prinzipien auch den Mann in bedenklicher Weise bereits vergessen ließen, daß er in erster Linie Bürger ist.

*

IV.

Bis tief in ihre Gefühls- und Gedankenwelt hinein hat der Krieg die Frau erschüttert. Als der erste große Aufschwung ihrer Seele wieder allmählich zurückebbte, sah sie sich plötzlich einem Abgrund gegenüber, der ihr persönliches Glück, ihre Träume, Wünsche und Hoffnungen zu verschlingen drohte.

Sie war es, die am lautesten in die Klagen ausbrach, daß die Kultur das Opfer des fürchterlichen Völkerringens sein werde. Denn für sie ist Kultur gleichbedeutend mit den sanften Tugenden des Friedens, mit der Stille und dem Behagen des Hauses. Ja, ihre Schuld ist es vielleicht, daß man vielfach Bequemlichkeit, selbst Luxus mit Kultur identifizierte. Sie hat von ihrem Weibesstandpunkt aus nicht einmal unrecht, wenn sie um die Erhaltung dieser Kultur zittert. Mit satter Bequemlichkeit räumte der Krieg zunächst einmal auf, und die Stille verscheucht der Donner seiner Geschütze. Die sanften Tugenden, die vielfach schon drohten in die Laster der Weichheit und Sentimentalität umzuschlagen, sind zum Teil entthront. Auf der Feuereſſe des Krieges werden Herzen und Fäuste gehärtet.

Und doch hat Kultur Kriege überdauert. Sie muß also wohl anders sein, als die Frau sie empfindet.

Ist Kultur, persönliche Kultur wenigstens, vielleicht gleichbedeutend mit dem Besitz einer gewissen Summe von Wissen, also etwa dasselbe, was viele Menschen unter Bildung verstehen? Ganz gewiß nicht! Wenn ein tiefgründiger Kunstgelehrter ein Kunstwerk nach Art und Technik und Entstehungszeit auf das genaueste zu beurteilen ver-

mag, so kennzeichnet ihn das keineswegs schon als einen Mann von Kultur. Wenn aber für einen anderen, der an Wissen hinter ihm steht, dasselbe Kunstwerk zum Erlebnis wurde, so hat er Kultur.

Für den einzelnen und für ein Volk gilt, wie mir scheint, dasselbe wie für den Erdboden. Als Kulturland wird dasjenige bezeichnet, dem alle notwendigen Nährstoffe zugeführt wurden und das dann, die eigene Schöpferkraft mit ihnen verbindend, in reichster Fülle die besten Früchte hervorbringt. Also der letzte Gradmesser der Kultur besteht nicht in der Menge der Werte, die der Boden aufnahm, sondern in der Fruchtbarkeit, die sich dadurch in ihm entwickelte.

Und die Höhe der Kultur eines Volkes wie eines einzelnen richtet sich nicht allein nach der Summe dessen, was die Vergangenheit oder die Erziehung ihm an geistigen Werten hinterließ oder vermittelte, sondern danach, wie weit es sich in lebendige Kräfte umgesetzt hat; — in Kräfte des Willens, des Geistes und des Herzens.

Ein mit dem Kulturerbe der Vergangenheit gesättigtes Volk kann sich, auch wenn es längst steril geworden ist, noch lange den äußeren Schein der Kultur erhalten. Ebenso wie ein alter Aristokrat, das Produkt jahrhundertelanger Verfeinerung, als vollendetster Typus des Kulturmenschen erscheinen wird, auch wenn die Kultur bei ihm zu reiner Form — ohne Inhalt — erstarrte. Andererseits wird ein Volk und ein Mensch, denen jenes Kulturerbe der Vergangenheit fehlt, dieses Manko durch keine Anstrengung ersetzen. Ebenso wie ein Parvenü, auch wenn er sein Haus mit den teuersten Kunstwerken füllt, und seinen Körper nach allen Regeln

der Mode und der Hygiene pflegt, eine wirkliche Höhe persönlicher Kultur nie erreichen wird.

Es wäre sehr reizvoll, von diesen Gesichtspunkten aus die Grade der Kultur bei den verschiedenen „Kulturvölkern" zu untersuchen, oder dem Problem nachzugehen, warum unsere Gegner uns „Barbaren" schelten, — aber das würde von meinem Thema zu weit abführen.

Ist der Begriff der Kultur und der Maßstab für ihre Höhe, wie ich ihn definierte, richtig, so läßt sich auch die Frage beantworten, ob die Klage der Frauen um die Vernichtung der Kultur durch den Krieg berechtigt ist oder nicht. Werke der Kultur vermag er zu zerstören, — ebenso wie ein Erdbeben sie in Schutt begräbt —, aber lange nicht mehr in dem Maße wie einst, wo mit dem Brand eines Klosters Schätze der Weltliteratur vernichtet werden konnten. Er kann also wohl ein geistig steriles Volk eines großen Teils seines Kulturbesitztums berauben, aber lebendige Kultur zerstört er nicht.

Dagegen ist er wie der eiserne Besen, der Spreu von Weizen sondert, der uns Afterkultur erkennen läßt, der plötzlich und rücksichtslos Abgründe von Unkultur aufdeckt, über die der üppige Friedenssommer seine blühenden Ranken gezogen hatte. Oder war es nicht ein Zeichen eines Restes von Unkultur, wenn z. B. eine Umfrage darüber ernsthaft veranstaltet werden konnte, ob man Shakespeare noch spielen darf, da Shakespeare doch bekanntlich ein — Engländer ist?! Zeugt es nicht von einem Rest innerer Roheit in unserem Volk, wenn jetzt von gewissen Leuten gegen eine seiner höchsten Kulturtugenden — die Fähigkeit, fremde Größe nicht nur zu erkennen, sondern sie zu assimilie-

ren — Sturm gelaufen wird?! Überlaſſen wir ſolche Kämpfe jenen, die heute mit Gurkhas und Negern im Bunde die Kultur wider uns zu verteidigen behaupten! Uns Deutſche ſollen ſelbſt die Werke eines Verhaeren, eines France, eines Hodler nicht dadurch verleidet werden, daß ihre Schöpfer ſich gegen uns niedrig benommen haben. Was ſie uns taten, fällt nur auf ſie zurück.

Finſter und drohend, vom Scheinwerfer des Krieges hell beleuchtet, erſcheint ein Geſpenſt dunkelſten Mittelalters plötzlich zwiſchen uns: der Antiſemitismus. Sollte nicht ein einziger Blick in die Liſten der Opfer des Krieges und in die der Helden, denen das Eiſerne Kreuz auf die Bruſt geheftet wurde, genügen, um dieſes Wahrzeichen der Unkultur auf immer zu bannen?

Die Frauen aber, die jetzt ausſchließlicher denn je die Erziehung der Jugend in Händen haben, ſollten, ſtatt über die Vernichtung der Kultur durch den Krieg zu jammern, den Kampf gegen ihre Feinde im eigenen Lande aufnehmen. Deutſche Soldaten waren es, die Waſſer zutrugen, als das Rathaus zu Löwen in Brand geriet. Wollen wir Frauen uns von ihnen beſchämen laſſen? Beweiſen wir, daß unſere Kultur lebendig iſt, ſtatt mit den Händen im Schoß ihren Tod zu bejammern.

Doch bei dem bloßen Jammern laſſen es viele Frauen nicht bewenden. In fanatiſcher Einſeitigkeit ſehen ſie vom Kriege nichts als ſeine Greuel und verſchließen ſich jeder anderen Einſicht und Erkenntnis. Infolgedeſſen iſt ihr ganzes Beſtreben darauf gerichtet, den Frieden — einen Frieden um jeden Preis — ſo raſch als möglich herbeizuführen. Sie verſichern den „Schweſtern“ hüben und drüben

ihre unentwegte internationale Gesinnung, und bemühen sich, sie zu propagieren und den Krieg in den Augen ihrer Geschlechtsgenossinnen all seiner Größe in Gesinnung und Tat zu entkleiden. Ganz abgesehen davon, daß der einfachste Takt und das Gefühl persönlicher Würde sie angesichts des Feldzugs von Lüge und Verleumdung, die unsere Gegner wider uns führen, verhindern müßte, ihren Empfindungen, wenn sie sie schon haben, so auch noch Ausdruck zu geben, kann ihre Gesinnung, wenn sie weitere Frauenkreise ergreift, dazu führen, eine Kluft zwischen denen, die zu Hause blieben, und denen, die im Felde stehen, aufzureißen, die einmal zu den empfindlichsten Schmerzen und Schädigungen führen dürfte. Der Krieg wird seine Kämpfer in die Heimat entlassen: ernst, gefestigt, streng und hart, erfüllt von dem Ungeheuren, das sie erlebten und erlitten, aller Sentimentalität ebenso bar, wie allem Überschwang. Würden die Frauen ihnen entgegentreten, und den Krieg, dem viele von ihnen sich freiwillig stellten, dessen grenzenlose Leiden ihnen heilig wurden, für den sie ihre Kameraden mutig fallen sahen, für der Hölle gräßlichste Ausgeburt erklären, in allen seinen Folgen als teuflisch, — gäbe es dann noch irgendeine Brücke des Verstehens zwischen ihnen?

Eine andere Einstellung unseres Fühlens und Denkens ist daher notwendig, wenn wir der großen Zeit gewachsen bleiben wollen.

Schwere Schicksale sind erst die Probe auf eines Menschen Wert; sie holen verborgene Kräfte aus ihm heraus und erheben ihn zur vollen Höhe seiner Entwicklungsmöglichkeit. Sie sind daher notwendig, wie der Pflug notwendig ist, der den Boden aufreißt, damit er sein Bestes hergibt.

Große Taten reifen nur an großen Forderungen. Und an ihnen entzündet sich wieder der Gedanke des Weisen, die Begeisterung des Künstlers. Wem das Menschheitsideal der Zukunft daher nicht eine Herde satter Spießbürger ist, der muß auch den Krieg bejahen.

Den Epochen höchster Kultur ging überall die geschlossene, durch schwere Kämpfe errungene Größe und Einheit des Staates und Volkes voran: Aus den Perserkriegen wuchs das Griechenland des Aeschylos und des Plato. Haben wir nicht ein Recht, zu glauben, daß wir inmitten unsrer Perserkriege stehen?

Wohl hatte das Jahr 70/71 die zerrissenen deutschen Lande äußerlich zu einer Einheit zusammen geschweißt, aber erst das Jahr 14 hat diese äußere Einheit als innere erprobt, erst das Jahr 15 wird sie als solche endgültig besiegeln. Doch nicht nur darauf darf sich unsere Hoffnung gründen. Ein weit stärkerer Beweis, — der bloßes Glauben und Hoffen zur Zuversicht zu erheben vermag —, ist der, daß noch kein Volk vor seiner Erfüllung unterging, das deutsche Volk aber als solches, — so groß auch die führenden Geister gewesen sind, die es im einzelnen hervorbrachte —, zum höchsten Ausdruck seines Wesens noch nicht gelangte, sich noch nicht geformt, noch nicht Gestalt gewonnen hat.

Ich weiß: Diese ganze Auffassung, wonach der Krieg nicht nur im Bilde des apokalyptischen Reiters zu denken ist, widerspricht besonders den Frauen, und zwar um so mehr, je länger sie sich daran gewöhnten, nur im Frieden den „Vater aller Dinge" zu sehen. Und sie wird ihnen vielleicht noch mehr widersprechen, wenn sie mit der Über-

zeugung Hand in Hand geht, daß die kommende deutſche Kultur von all jenen peinvollen Effeminierungserſcheinungen der Vergangenheit völlig befreit und eine im beſten Sinne ausgeſprochen männliche ſein wird. Alles Weibiſche wird ſie im Keim erſticken, allem Weiblichen dagegen den breiteſten Raum gewähren.

*

Doch nicht nur um die Vernichtung, die der Kultur ihrer Meinung nach droht, klagen viele Frauen. Es werden Schmerzen laut, die aus tieferen Wunden ſtammen.

„Ich habe umſonſt gelebt!“ Wie oft, und gerade aus dem Munde der Beſten hören wir das! Es klingt wie das Bekenntnis zu geiſtigem Selbſtmord. Wer die Friedensbewegung, den Sozialismus, die Frauenbewegung oder den Individualismus zum Inhalt ſeines Lebens und Strebens machte, hat der nicht auch ein Recht dazu?

Im Todesjahre Bertha von Suttners iſt die Friedensbewegung wie von der Erde weggefegt, zum Spott der Kinder geworden. Wirklich?! Kann eine Idee, die dem Wünſchen und Sehnen der Menſchheit entſpricht, einfach verſchwinden, da doch jedes Atom Ewigkeitswerte beſitzt? Der Krieg iſt nicht der Totengräber des Friedensgedankens, ſondern der Geiſt der Auferſtehung, der an ſeine Grabkammer pocht. In den Jahrzehnten des Friedens hatten die Völker faſt vergeſſen, wie nötig er ihnen iſt, darum konnte er zum Diskuſſionsthema von Vereinen, zum gipſernen Schutzgott von Kongreſſen, und ſchließlich zum Gefangenen eines bloßen Friedenspalaſtes werden. Jetzt wird es keiner Vereine mehr bedürfen und keiner Mitgliedſchaften;

jeder, der den Krieg sah, wird den Frieden schaffen und erhalten helfen, denn eine Arbeit ohnegleichen hinterläßt dieser Krieg dem kommenden Frieden: Wieviel Trümmer gilt es zu beseitigen, wieviel niedergetretene Pflanzen aufzurichten, wie vielen neuen brausenden Quellen, die aus geborstenen Felsen stürzen, das Bett zu graben!

Und der Sozialismus?! Der Krieg ist nur eine seiner Entwicklungsphasen; und zahlreiche Erscheinungen und Gestaltungen der Gegenwart liefern Beweise für ihn — mehr als die ganzen letzten vier Jahrzehnte haben liefern können. Nur einer seiner Glaubenssätze scheint erschüttert: Der Internationalismus. Auf der ganzen Linie hat der Bürger über den Weltbürger gesiegt; bei vielen der radikalsten Vertreter des Weltbürgertums ist von diesem nicht einmal ein Rest von Gerechtigkeitssinn, geschweige denn von Bruderliebe übrig geblieben. Was beweist das? Doch nichts anderes, als daß der Internationalismus im Sinne einer alle Grenzen niederreißenden Verbrüderung der gleichen Gesellschaftsklasse — hier des Proletariats — ein Traum gewesen ist, und daß die Völker zur Verwirklichung dessen, was an ihm ein Wahrtraum war, — der brüderlichen Gesinnung —, noch nicht fähig sind. Daß aber jener Internationalismus der gegenseitigen Unterstützung, des einander in die Hände Arbeitens, der Befruchtung durch einander, eine der Lebensbedingungen der Kulturmenschheit ist und daher durch geeignetere Mittel und stärkere Garantien in Zukunft besser gesichert werden muß, das beweist nichts so deutlich als der Krieg. Und wer für den Internationalismus vorher wirkte, der hat nicht nur nicht umsonst gelebt, sein Leben wird vielmehr noch viel inhalts-

und folgenreicher werden, wenn er ihm in seiner neuen Gestaltung treu bleibt.

Und nun: die Frauenbewegung! Kein Gebiet unseres sozialen Lebens liefert einen so klaren, so klassischen Beweis für die Kulturbedeutung des Krieges. Die Frauenbewegung stand vor der Gefahr, zu versanden. Der Krieg führte ihr aus der natürlichen Quelle des Weibtums Ströme frischen Wassers zu. Die Rückkehr der Frau zu den primitiven Empfindungen ihres Geschlechts löste auch die ihnen entsprechenden Leistungskräfte wieder aus. Das bloße Ringen um eine öde Gleichmacherei, — kein Stimmzettel und kein Doktorhut lösen die Frauenfrage! —, der Kampf wider den Mann, der trotz aller noch so heftigen Gegenerklärungen ein Grundelement der Frauenbewegung gewesen ist, dürften nach dem Kriege nur noch von einigen unverbesserlichen Vertreterinnen vertrockneten Altjungferntums aufrecht erhalten werden. Dagegen haben sich den Frauen unendliche Gebiete des Wirkens in ihrem vollen Umfang und in ihrer großen Bedeutung erst eröffnet, und die Männer haben — was nicht zu unterschätzen ist — einen tiefen Einblick in die Leistungsfähigkeit der Frau auf den ihrem Wesen entsprechenden Arbeitsfeldern gewonnen, und sie zu schätzen gelernt.

Eine Reorganisation an Haupt und Gliedern der alten rein charitativen Frauenverbände im Sinne ihrer Umwandlung zu Organisationen sozialer Fürsorge wird zweifellos eine der nächsten Folgen der gewonnenen Erfahrungen sein. Und in feministischen Vereinen werden Erkenntnisse, wie z. B. diese, daß Haushaltung eine Wissenschaft ist, zu weitgehender Beschäftigung mit den Fragen der Volkswirtschaft

führen, und man wird auch dazu gelangen, als wichtig erkannte Forderungen und Organisierungen der Volksernährung mit größerem Nachdruck zu fordern, als etwa einmal das Universitätsstudium oder das Frauenstimmrecht. Aber alle diese wahrscheinlichen Folgen des Krieges für die Frauenbewegung sind noch nicht von fundamentaler Bedeutung.

Der Krieg hat gezeigt, daß der Staat die Frauen braucht; daß die Frauen sich ihrer Pflichten gegenüber dem Staat bewußt und zugleich gewillt sind, sie zu erfüllen, daß ihnen aber in ihrer Masse die Fähigkeit dazu fehlt. Sie befinden sich demnach gegenwärtig in demselben Zustand, in dem die deutschen Männer sich befanden, ehe in schwerer Schicksalsstunde der große Gedanke der allgemeinen Dienstpflicht das Licht der Welt erblickte. Im gleichen Augenblick wurde der deutsche Bürger geboren, wenn er auch erst mit dem allgemeinen Wahlrecht sein Reifezeugnis erhielt.

Wir fordern die Dienstpflicht auch für uns!

Wir wollen die Erfüllung dieser Forderung nicht in die Hände von privaten Vereinen oder Kommunen gelegt wissen. Wir verlangen von der deutschen Volksvertretung die Vorlegung eines Gesetzes, daß alle Frauen zur Dienstleistung verpflichtet, und durch das ihnen die Erziehung in allen Zweigen weiblicher Tätigkeit — der Haushaltung im weitesten Sinn, der Kranken-, Verwundeten- und Säuglingspflege, der sozialen Hilfsarbeit aller Art unter Zugrundelegung der wissenschaftlichen Ausbildung, vor allem in Sozialpolitik und Volkswirtschaft — gesichert wird.

Allein die Tatsache, daß die volkswirtschaftliche Kriegsbereitschaft aller beteiligten Staaten eine unzureichende war, müßte diese Forderung unterstützen.

Schon früher iſt häufig von der Notwendigkeit des weiblichen Dienſtjahrs geſprochen worden. Angeſichts der Aufgaben, die der Krieg uns geſtellt hat, erſchiene mir ein einziges Jahr der Dienſtausbildung nur wie eine neue Prämiierung weiblichen Dilettantismus. Allein ein halbes Jahr fordert das Rote Kreuz für die Ausbildung in der Krankenpflege, und über das durchaus Ungenügende der zwei- oder dreimonatlichen Ausbildung der bloßen Helferinnen habe ich Ärzte mit Entſetzen ſprechen hören. Wir werden alſo für die Bewältigung des ganzen großen Stoffs ſicher zwei Jahre brauchen müſſen. Auf jedes Einjährigenprivileg würden wir von vornherein gern verzichten! Wir werden aber auch, wie der Mann, jährlich wiederkehrende Übungen durchzumachen haben, da die Bedingungen und Methoden ſozialer Fürſorgetätigkeit ebenſo wechſeln, wie die Konſtruktionen der Verteidigungswerkzeuge.

Über die Schwierigkeiten der Einrichtung und die Höhe der Koſten dieſes zum Staatsgeſetz zu erhebenden nationalen Frauendienſtes bin ich mir nicht im unklaren. Was aber für den Mann erreicht werden konnte, den aus der Berufsarbeit herauszureißen weit unmöglicher ſchien, das muß auch für die Frau durchzuſetzen ſein. Und was die Koſten betrifft, ſo weiß ich nicht, ob nicht die Zerriſſenheit und Undiſziplinierтheit der Wohlfahrtsvereine, das zweckloſe Herumdilettieren vieler Frauen, der Zwang, eine Aufgabe zu lernen, während man ſchon mitten in ihrer Erfüllung ſteht, die vollkommene Willkür in der Leitung des Hausweſens, das Fehlen rechtzeitiger und ſachkundiger Hilfe bei Unglücksfällen aller Art mehr Arbeitskraft und Volksvermögen verſchlingt, als die gewiſſenhaft organiſierte weib-

liche Dienſtpflicht je beanſpruchen würde. Und was würde der Staat beſonders in ſchweren Zeiten erſparen und gewinnen, wenn er ein Heer von Frauen zur Verfügung hätte, von denen eine jede ſofort wüßte, wo das kleine Rädchen ihrer Leiſtungskraft ſich in die große Maſchine des Ganzen einzufügen hat. Es gäbe keine Zänkereien titelſüchtiger Weiber mehr und keine Fahnenflucht. Die Frauen würden endlich lernen, Uniform anzuziehen, in Reih und Glied zu marſchieren, wenn es in die Schlacht geht.

Damit wäre auch der Weg gefunden, die Frau zur Bürgerin zu erziehen, ohne ſie zu vermännlichen, und ſie würde in den Stand geſetzt werden, ſich dasſelbe Reifezeugnis zu verdienen wie der Mann. Ihr Individualismus würde allmählich aufhören, einen rein egozentriſchen Charakter zu tragen.

Schon vor dem Krieg wurde er in ſeinen Grundveſten erſchüttert. Das „Umſonſt gelebt" klingt auch in bezug auf ihn von manch zuckenden Lippen.

Die Generation von Müttern, deren Töchter und Söhne heute den Kinderſchuhen entwachſen ſind, hat ſich in einer Zeit entwickelt, die an ſich individualiſtiſch war und der weiblichen Weſensart nicht nur entgegenkam, ſondern ſie beſtärkte. Hilde Wangels Geſinnung, die ſie im „Baumeiſter Solneß" ausſpricht, wenn ſie halb wegwerfend, halb empört von dem „ſpitzigen Ding, der Pflicht" redet, lag jenen Frauen tief im Blut. Und die Beſten unter ihnen erzogen ihre Kinder unter der Fahne der Freiheit des Individuums, des Rechts der Perſönlichkeit. Aber ſeltſam: in den jungen Seelen regte ſich's wie Widerſpruch. Eine Sehnſucht nach etwas Höherem als dem eigenen Ich, dem

unterzuordnen es ſich verlohnte, nach dem ehernen Geſetz einer Pflicht zeigte ſich immer deutlicher. Und die Mütter ſtanden mit leeren Händen vor ihnen: ſie hatten mit der Kirche die Religion verworfen, im Weltbürgertum das Vaterland verloren. Hellſichtig aber ſchienen die Kinder zu ſein; wie jene alten Bauern Weſtfalens mit den weißblonden Haaren und den tiefen Blauaugen, die den Völkerkampf um den Birkenbaum in den Lüften lange vor dem 2. Auguſt 1914 toben ſahen. All jene Organiſationen der Jugend — die Wandervögel, die Pfadfinder, die Jugendwehr — was waren ſie anders als Vorbereitungen, Vorahnungen des Krieges? Die Kinder fühlten ſich nicht mehr als einzelne, ſondern als Glieder eines Ganzen; die Ideale derer, die ſie zeugten, waren ihnen keine mehr.

Und darum ſollten wir klagen dürfen?! Stufe zu ſein für ihre Kinder, — iſt das nicht das Höchſte, was eine Mutter erreichen kann? Sind wir nicht dazu da, überwunden zu werden? Wahrlich, das deutſche Volk wäre dem Untergange geweiht, wenn nicht die Kinder uns überflügelt hätten! Als ſie die letzte Konſequenz ihrer Entwicklung zogen und ſich dem Kriege jauchzend in die gepanzerten Arme ſtürzten, da haben ſie ſchon jenes Höchſte erreicht, woran die Jünger des Individualismus ſcheitern mußten: ſie haben den Tod überwunden! —

Sich in die Tatſache der inneren Loslöſung des Kindes von der geiſtigen Lebensatmoſphäre der Mutter nicht nur duldend ergeben, ſondern ſie freudig anerkennen, ja ſo viel jugendliche Entwicklungsfähigkeit ſich noch erhalten, um ſich nun aus der Leiterin in eine Geleitete und Weiter-

geführte zu verwandeln, Ja zu ſagen zu des Kindes ſelbſtgewähltem Schickſal wie zum Schickſal des ganzen Volks, — das iſt nicht leicht. Wohl der Frau, die dann mit Nietzſche zu bekennen vermag:

„Vor meinem höchſten Berge ſtehe ich und vor meiner längſten Wanderung: darum muß ich erſt tiefer hinab, als ich jemals ſtieg — tiefer hinab in den Schmerz, als ich jemals ſtieg, bis hinein in ſeine ſchwärzeſte Flut. So will es mein Schickſal. Wohlan! Ich bin bereit."

Wohlan! Ich bin bereit, — wem das Entſchluß und Tat geworden iſt, der wird auch vermögen, was ſo wenige noch vermocht haben: die Rieſin Gegenwart, die unter erderſchütternden Wehen ein Erlöſerkind — die neue Welt — gebären will, in fernen Umriſſen ihrer Geſtalt ehrfürchtig zu erkennen. Und wer dann weiter ſein Denken und Sein und Tun am Pathos dieſer ungeheuren Zeit zu meſſen verſucht, von dem wird von ſelbſt alles Häßliche und Kleinliche und Niedrige abfallen, und er wird auch der größten Aufgabe gewachſen ſein.

*

Die Frau hinter dem Pfluge weiß nicht, ob jemals der Säemann wieder kommt, der in die Furchen, die er riß, den Samen ſtreut. Sie weiß nicht, ob — wenn es geſchah — nicht ein Unwetter die Ernte zerſtört. Und geht doch, Pferde und Pflug mit kraftvoller Hand führend, ruhig ihrer ſchweren Arbeit nach. Vom Tod umdroht, dem Leben dienend.

Sind wir ihresgleichen? Dienen wir dem Leben auch dann, wenn der eiſerne Tod das Liebſte, was wir haben, niederſchlägt? Können wir es — müſſen wir es?

Ich weiß nicht, ob wir es können werden. Aber das

eine weiß ich gewiß, daß wir es müſſen. Könnten die Toten reden, unſere Toten, ſie erhöben ſich und riefen uns zu: „Wie, du meine Mutter, du mein Weib, willſt dich nicht als meines Bluts erweiſen: Alles hingeben für das Große, das werden will — ſelbſt im Tode dem Leben dienen?“

Gepanzert müſſen wir ſein wie ſie. Und dem Schickſal nicht zagend und zitternd mit der bangen Frage entgegen treten: was bringſt du mir? — Angſt und Zweifel und Verzweiflung ſind eine anſteckende Krankheit. Jede einzelne, die von ihr befallen iſt, macht ſich zum Seuchenherd für ihre ganze Umgebung. — Was forderſt du von mir? Mit dieſer Frage allein haben wir dem Schickſal zu begegnen. Und es wird uns die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Ich habe zu Anfang meiner Ausführungen von dem Erwachen der primitiven Geſchlechtsgefühle als einer der erſten Folgen des Krieges geſprochen, und den ganzen Komplex weiblichen Empfindens mit dem einen Wort: „Mütterlichkeit“ am beſten zu umfaſſen geglaubt. In ſeiner eigentlichſten Bedeutung aber bezeichnet es im Sinne des Lebensdienſtes die reinſte Aufgabe der Frau.

Wie viele hat der Krieg ſie erſt erkennen gelehrt! Wie viele, die er aus dem Beruf herausriß und ins Haus zurück zwang, bekannten leuchtenden Auges, daß es doch das Schönſte ſei, mit und für die Kinder zu leben.

Das iſt der erſte zage Schritt zur Erfüllung der letzten und höchſten Forderung des Schickſals an die Frau.

Sollte Frankreich in dieſem Kriege unterliegen — und es iſt das einzige Land, das wie wir, um Daſein und Freiheit kämpft — ſo wird ſeine Niederlage nicht nur die Folge unſrer Waffentaten, ſondern auch die Schuld ſeiner Frauen

sein. Sie wollen keine Kinder mehr haben. Seit Jahren leidet Frankreich daher an der schwersten aller Dekadenzerscheinungen: dem Rückgang der Geburtenzahl. Und zum erstenmal hat die letzte deutsche Zählung dieselbe Erscheinung bei uns feststellen müssen. Man hat versucht, die persönliche Schuld der Frauen daran von ihnen abzuwälzen, indem man wirtschaftliche Zustände als wesentliche Ursachen für die bewußte Verminderung der Geburten hinstellte. Wenn dem so wäre — und allmählich wird die Ausbreitung der Frauenarbeit, sofern ihre Bedingungen die gleichen bleiben, zweifellos zu einer immer stärkeren Beschränkung der Kinderzahl führen müssen —, so ist die Konstatierung dieser Tatsache doch nicht gleichbedeutend mit der Feststellung einer Unabänderlichkeit. Hier ist vielmehr der Punkt, wo die Frauenbewegung in Zukunft mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften einzusetzen hat, um dazu beizutragen, daß die wirtschaftlichen Zustände in einer Weise umgestaltet werden, die es jedem gesunden Weibe ermöglichen, ihre Naturbestimmung ohne äußere Hemmungen zu erfüllen. Hier handelt es sich nicht nur um eine Frauenfrage, — eine Frauenfrage, durch deren Lösung jeder Frau persönliches Glück und ihre seelische und geistige Entwicklung bedingt wird —, sondern um Sein oder Nichtsein des Staates. Nicht ganz mit Unrecht begründete jüngst ein russischer General seine unerschütterliche Siegeszuversicht mit dem Hinweis auf den fruchtbaren Schoß der russischen Frauen. Wären die Russen nicht von physischem und geistigem Hunger entkräftet, sie würden uns, dank ihrer Masse zu überfluten vermögen. Und dieses Schicksal kann in ferner Zukunft die Existenz der Völker mit den wenigen Kindern tatsächlich bedrohen.

Aber es handelt sich nicht nur um wirtschaftliche Ursachen, die beseitigt werden müssen. Bisher haben die Untersuchungen noch immer ergeben, daß es nicht die Armen, nicht die Proletarierschichten der Bevölkerung sind, die an dem Rückgang der Geburten den meisten Anteil haben, sondern ganz im Gegenteil: je höher das Einkommen, desto niedriger ist die Kinderzahl. Es ist das Luxusweibchen, es ist die Frau, die das Vergnügen zu ihrem Lebensinhalt machte, die sich durch Mutterpflichten darin nicht stören lassen will; es ist aber auch die Frau der Mittelklassen, die über ihre Verhältnisse lebt und darum möglichst auf Kinder verzichtet.

Der Krieg hat den Luxus, zu einem guten Teil wenigstens, ausgemerzt; der Krieg hat die Vergnügungsstätten veröden lassen; der Krieg hat viele vom Zwange falschen Glanzes befreit; der Krieg hat der Mittellosigkeit das gesellschaftliche Odium der Schande genommen.

Jetzt ist es an den Frauen, sich über sich selbst zu erheben — nein: zu sich selbst, dem heiligsten Gesetz ihrer Natur zurückzukommen, durch den starken, bewußten Willen zur Mutterschaft.

Für jede Hand, die sich jetzt sterbend um die Waffen klammert, schafft andere Hände, — viele kleine Kinderhände, die sich sehnend der Sonne entgegenstrecken, die den Tempel des Friedens bauen werden, auf dem einmal unsere Opferfeuer rauchen. Und für all die Hirne, die die Kugeln durchbohren, schafft andere Hirne, viele kleine Kinderhirne, die den großen Gedanken von der Befreiung der Menschheit aus den Banden aller Knechtschaft einmal zu Ende denken.

*

Dann werden wir, den Helden draußen zur Seite stehend, uns des Schicksals würdig erwiesen haben; und werden einst in ferner Zukunft, wenn wir unseren Enkeln erzählen, was wir erleben durften, nicht in Erinnerung an die eigene Schwäche seufzend gestehen müssen: „das war die Zeit der großen Not"; sondern rückschauend, stolz der eigenen Kraft, die uns tragen, helfen und handeln ließ, erklären dürfen: „das war die große Zeit der Not".

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Georg Hirzel in Leipzig.

Oscar Ewald

Lebensfragen

Geheftet M. 4—, vornehm geb. M. 5.50

Inhalt:

Einleitung. Selbsterhaltung. Tapferkeit. Egoismus. Einsame Menschen. Das Gesetz der Zahl. Gesellschaft. Aufrichtigkeit. Über Tugenden und Laster. Der Rhythmus der Sympathie. Das Ideal der Vornehmheit. Erfüllung.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Zwischen Krieg und Frieden

Heft 1: G. Irmer, Los vom englischen Weltjoch. 80 Pf. 7.–9. Tausend.

Heft 2: F. v. Liszt, Ein mitteleuropäischer Staatenverband. 4.–6. Tausend. 80 Pf.

Heft 3: A. Dix, Der Weltwirtschaftskrieg. 5. Tausend. 80 Pf.

Heft 4: H. Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam. 4.–7. Tausend. 80 Pf.

Heft 5: Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch, Die Reichs- und Staatsfinanzen. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 6: O. Hoetzsch, Rußland als Gegner Deutschlands. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 7: K. Lamprecht, Krieg und Kultur. 4.-6. Tauf. 1 Mark.

Heft 8: J. Rießer, England und wir. 1.–3. Tausend. 1 Mark.

Heft 9: M. v. Brandt, China und Japan. 1.-3. Tauf. 80 Pf.

Heft 10: E. Dryander, Weihnachtsgedanken in der Kriegszeit. 4.–6. Tausend. 60 Pf.

Heft 11: C. Peters, Das deutsche Elend in London. 80 Pf. 1.–3. Tausend.

Heft 12: M. Apt, Der Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 13: H. J. Losch, Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 14: E. v. Philippovich, Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 15: P. D. Fischer, Der Krieg und der internationale Nachrichtenverkehr. 1.–3. Tausend. 80 Pf.

Heft 16: A. Matthias, Krieg und Schule. 1.-3. Tauf. 80 Pf.

S. Hirzel in Leipzig

Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908